

Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 29 (1954)

Artikel: Edmund Dorer als christlicher Dichter

Autor: Mächler, Robert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-322511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Edmund Dorer als christlicher Dichter

von Robert Mächler

Alle Wunder der Heiligen Schrift
geschehen in unserer Seele.

Johann Georg Hamann

Edmund Dorer wurde am 15. Juni 1831 als Sprößling einer alteingesessenen, hochangesehenen Badener Familie geboren. Der Vater, Landammann Edward Dorer-Egloff, war in jungen Jahren ein Vorkämpfer des liberalen Katholizismus, entsagte aber früh der öffentlichen Laufbahn, da ihn die aargauische Politik der Regenerationszeit enttäuschte, und widmete sich fortan schöngestigten Interessen. Sein Kunstsinn, der bei ihm bloß bis zur Kennerschaft giedieh, wurde schöpferisch in seinem erstgeborenen Sohne, dem Bildhauer Robert Dorer. Die Liebe zur Dichtung, die er als bibliophiler Sammler und literarhistorischer Forscher sowie mit geistvollen eigenen Versen bekundete, übertrug sich vornehmlich auf den jüngeren Sohn Edmund. Doch auch der feinfühligen Mutter, einer Schwester der blinden Dichterin Luise Egloff, hatte Edmund einige Züge seines Dichtertums zu verdanken. Die von ihr ererbte Neigung zum Wohltun gab ihm das innere Recht, ein Dichterapostel der tätigen Nächstenliebe zu sein. Bescheiden und würdig trug er das Geschick des geistig und materiell begünstigten Erben, samt den Leiden, denen das verfeinerte Innenleben eines solchen ausgesetzt ist. Wie Conrad Ferdinand Meyer, mit dem ihn eine höfliche, stille Freundschaft verband, übte er nie einen bürgerlichen Beruf aus, sondern war nach fleißig genützten Studienjahren als freier Schriftsteller und Gelehrter tätig. Er blieb unverheiratet, wechselte öfter den Wohnsitz, reiste viel, vor allem in südlichen Ländern, und lebte im übrigen zurückgezogen und mäßig. In Dresden, wo er, abgesehen von der Badener Jugendzeit, am längsten und am liebsten gewohnt hatte, starb er am 5. Mai 1890. – Eine verständnisvolle Darstellung seines Lebens und Schaffens haben wir von H. Schollenberger, der auch der Biograph seines Vaters war.

Dorer verkörperte als liebenswerter Spätling noch einmal den idealen Dichtertypus der «guten alten Zeit». Er war hauptsächlich Lyriker; sein Werk hat den geringen Umfang, der auf das langsame Arbeiten des bewußten Verskünstlers schließen lässt. Er rühmte die Schönheiten der Natur und den Zauber der Liebe, legte Zeugnis ab für die Sittengebote und den Gottesglauben. Als Dichter der irdischen Liebe zeigte er sich anmutig scherhaft, doch niemals frivol. Sein beweglicher Formensinn bewährte sich auch in zahlreichen Über-

setzungen aus der spanischen Dichtung, zu deren Kenntnis er außerdem mit literarhistorischen Aufsätzen beitrug. Milder Humor und maßvolle Satire sind die Würze einer Reihe von Fastnachtsspielen.

Die harmonische Geistigkeit des Dichters entwickelte sich allerdings, wie es oft vorkommt, zum Teil auf Kosten der Ursprünglichkeit. Ein persönlicher, neuartiger Ton, der zum Aufhorchen genötigt hätte, war ihm versagt, und er scheint ihn auch nie gesucht zu haben, wohlwissend, daß erkünstelte Originalität schlechter ist als gar keine. In den Jahrzehnten einer mächtig fortschreitenden Naturwissenschaft und Technik, in einer Zeit, da Nietzsche, Dostojewski und Ibsen schrieben, war er der Paladin einer biedermeierlich-almostischen Muse. Joseph Viktor Widmann rühmte ihn als einen, der «das wüste Gelärm naturalistischer Sumpfvögel und Fledermäuse» nicht mitmache. Gewisse Merkmale des Epigonentums treten aber bei Dorer unangenehm deutlich hervor. In seinen Versen erscheinen allzu häufig die bildungsmäßigen Requisiten des Poetischen, Rosen und Lilien, Perlen und Diamanten, Lerchen und Nachtigallen. Wenn es ihm zum Ruhme gereicht, daß er sich von naturalistischen Roheiten freihält, so mangelte ihm leider auch jener rechtmäßige realistische Weltsinn, den Gottfried Keller bereits in seinen romantischen Anfängen zu lyrischem Gold ausmünzte.

Es ist nun merkwürdig, wie Dorers Dichtertum, das wir in mancher Hinsicht als lebensfremd bezeichnen müssen, in *einer* Richtung entschieden zum Lebendigen vordrang: im Zeugnis vom rechten Christensinn. Widmann sah mehr die formalen Vorzüge seines Schaffens, als er ihn eine «hellenisch schöne Dichternatur» nannte. Durch die von der Mutter ererbte kränkliche Leibesbeschaffenheit fühlte sich Dorer frühzeitig auf den hingewiesen, der die Leidenden selig preist. Als siebzehnjähriger Student schrieb er beim Tode seines großen Münchener Lehrers Görres, 1848, dessen letzte Worte an das deutsche Volk in sein Tagebuch:

Laß deiner Väter Erbe dir nicht rauben,
Den heil'gen, hochgelobten Christusglauben.

Um die dogmatische Fassung dieses Glaubens kümmerte er sich freilich wenig. Die katholische Familientradition hinderte ihn nicht, in seinem ersten Versbuch, «Wahrheit und Sage» (1877), auf balladenhafte Evokationen Heinrichs des Frommen und des heiligen Augustinus solche der Reformatoren Luther und Oekolampad folgen zu lassen. Der Zyklus «Propheten und Sänger», dem die vier erwähnten Stücke angehören, wird gleichsam programmatisch eingeleitet durch das hymnische Bekenntnis zur Gottesschau des Evangelisten Johannes, den der Dichter als den «Propheten zukünftiger Reiche» anredet:

Wenn ich mit Dir vergleiche
Die ernsten strengen Wächter
Des alten Bundes, muß mein Lied verkünden,
Wie Liebe nur das Höchste kann ergründen.

Das Gedicht gipfelt in einer Vision des neuen Jerusalem, nach dem Vorbild von Kapitel 21 der Offenbarung des Johannes:

Kein Sänger wird hier trauern
Um Zions Fall; kein Tempel steht darinnen;
Um Bilder, Stein und Mauern
Kann sich kein Streit entspinnen;
Der Himmelsbürger Tempel ohne Schranke
Ist Gottes Geist, ihr Priester der Gedanke.

Geziert hat sie das Siegel
Der Göttlichkeit mit dauernden Juwelen;
Klar schauen in dem Spiegel
Der Wahrheit sich die Seelen;
Was einer sich errang, ist aller Freude;
Kein Gut beengt den Sinn mit dumpfem Neide.

So ist Dorer ein Verkünder des johanneischen Christentums, in dessen endzeitlicher Sicht Wahrheit und Leben, Licht und Liebe eines sind. Seine konfessionelle Toleranz kommt nicht aus einer lauen, weltlichen Verständigkeit; er weiß um den absoluten Herrschaftsanspruch Gottes, um die heilsame «Intoleranz» des Schöpfers gegen die eitle Selbstgerechtigkeit des Geschöpfes, und er prägt dafür ein drastisches Gleichnis:

Die Sterne im Dunkeln funkeln
Und zueinander munkeln:
«Wir leuchten friedlich zusammen
Mit unsern Flämmchen und Flammen,
Ein jeder mit seinem Glanz
In Liebe und in Toleranz.»
Drauf kam in ihre Mitten
Die Sonne geschritten;
An ihrem Morgenstrahl
Erloschen sie zumal;
Da riefen sie zornentbrannt:
«Wie intolerant!»

Die folgenden Verse, die in der Sammlung «Bunte Blätter» (1878) enthalten sind, könnten die Befürchtung erregen, Dorer habe sich vom kirchlichen Christentum so sehr entfernt, daß ihm die Bibel nicht mehr als *das* Gotteswort gegolten hätte:

Die Gottes-Sprache, sie entbehrt der Worte,
Doch lautlos dringt sie durch des Herzens Pforte.
Die Wasser, die vom Himmel sich ergießen,
Bedürfen nicht der Ufer, um zu fließen.

Der Gottesgeist, ein flammender Gedanke,
Durchleuchtet ohne Schatten uns und Schranke.
Nur Echo ist das Wort, ein Geistesschatten,
Mit Schatten kann sich reines Licht nicht gatten.

Das sind unverkennbar Töne der Mystik. Es ist aber wohl zu beachten, daß nach Dorer die Sprache Gottes nicht vorab durch den erkennenden Geist, sondern «durch des Herzens Pforte» dem Menschen vernehmlich wird. Die hochfliegende Gottesidee des Dichters bleibt solcherart mit der christlichen Sittenlehre verbunden, die sich ebenfalls mehr an die Gemütskräfte als an das Denkvermögen wendet. Weil er sozusagen von Natur aus, als «*anima naturaliter christiana*», zu einer Religion des Herzens neigte, konnte er Christus als göttlichen Lehrer anerkennen, ohne sich bei dogmatischen und konfessionellen Problemen aufzuhalten. Man *wird* nicht Christ, sagte er, sondern man *entdeckt* nur, daß man Christ ist. Als eine Art Vermächtnis ist das, was sich ihm zum Inbegriff des Christlichen klärte, in einer Folge von Sonetten niedergelegt, die teilweise noch zu seinen Lebzeiten, gesamthaft aber erst im Jahre 1906 unter dem Titel «*Bilder und Gleichnisse. Nach den Evangelien*» erschienen sind. Zufolge seiner Denkart war Dorer in außerordentlichem Maße auf Bilder- und Gleichnissprache angewiesen, und so hatte er sich mit der poetischen Umschreibung evangelischer Parabeln und einzelner Geschehnisse des Lebens Jesu eine Aufgabe gestellt, die ihm nahelag. Denn auch die biblischen Geschehnisse erschlossen sich ihm als Sinnbilder des eigenen und gemeinmenschlichen Seelendramas, so daß man vermuten darf, die sinnbildliche Deutbarkeit der Evangelien habe ihn erst recht von ihrem Offenbarungscharakter überzeugt. Der Stern, der die drei Weisen leitet, gilt ihm als Sinnbild für jeden «Lichtblick blühender Natur», der uns auf Gott hinweist. Herodes symbolisiert die Tyrannie der Eigensucht, welche die Gotteskindschaft des Menschen töten will; die Krippe von Bethlehem: das Menschenherz, das kleinmütig und

gleichwohl dazu erkoren ist, Gott in sich aufzunehmen; Johannes der Täufer: die innere Stimme, die in der Sündenwüste zur Buße ruft, um der verzeihenden Milde des Herrn den Weg zu bereiten. Die Heilung des Blinden, die Erweckung des Toten, der auf den Wogen schreitende Heiland, der Teich Bethesda, die Tränen der Sünderin sind Bilder der die Seele rettenden Gnade. Ähnlich werden die von Christus selber gesprochenen Gleichnisse auf die innersten sittlichen Entscheidungen gedeutet. Wie folgerichtig der Dichter alles Äußere als Mahnung an die Seele versteht, zeigt besonders eindrucksvoll «Ein Christusbild»:

«O wenn die Sehnsucht mich zum Himmel trüge,
Daß ich ins Herz mir präge Jesu Bild,
Und seine Augen, wie die Sterne mild,
Wenn ich dazu den Glanz des Tages füge! »

«O wer mir malte seine hehren Züge,
Erleuchtend die beseligten Gefilde,
Die Schönheit, die den Geistern dient zum Schilde,
Daß nimmer sie berückt der Falschheit Lüge! »

Auf Erden hier und selber kannst du malen
Mit Farben, welche unvergänglich strahlen,
des Heilands Antlitz dir zum Hort und Leben.

Denn sieh! sein Bild erglänzt verklärt und ruht
Im Herzen dessen, der sich ihm ergeben,
Und gottbegeistert, was er lehrte, tut.

Was Dorer hier dem Ästheten sagt, gibt er in Übereinstimmung mit Joh. 7, 16/17 auch dem Intellektualisten zu bedenken:

Zum Urgrund alles Seins will sich erheben
Des Denkens Kraft mit stolzer Zuversicht;
Doch ferne bleibt ihm das gehoffte Licht
Und nah die Dunkel, die den Glanz umweben.

Sprich! was vereitelt des Gedankens Streben?
Die Eigenart des Ziels; ein Wissen nicht,
Das sich als Frucht des bloßen Denkens bricht,
Ist Gott, sein Wesen ist in Wahrheit Leben.

Zum Leben öffnet Leben nur die Pforte;
Drum wandelt wahrhaft, wer da göttlich ringt
Und lebt und wirkt, die Bahn zum ew'gen Horte.

So spricht der Herr auch: «Ob von Gott die Worte,
Die ich verkündet, weiß, wer sie vollbringt!»
Durch unser Tun ist unser Blick bedingt.

So nachdrücklich der Dichter zum Tatbeweis des Glaubens auffordert, ein Anwalt gesetzlicher Werkheiligkeit ist er nicht. Auch den Wissensdrang des Nikodemus lässt er als einen Weg zum ewigen Leben gelten, und andererseits preist er immer wieder das Wirken der göttlichen Gnade im Unbewußten, in der Natur und im Kinde:

Des Lebens Zauber, der die Welt entzückt,
Wird von dem Himmel als Geschenk gegeben,
Gleich jener Schönheit, die die Lilie schmückt.

Jedoch im Gleichnis der Natur erkennt er auch die christliche Notwendigkeit des Kämpfens, Leidens und Absterbens, woran die Verheißung der Wiedergeburt gebunden ist. Schon die Gedichtbücher der mittleren Mannesjahre, «Wahrheit und Sage» und «Bunte Blätter», bezeugen diese entscheidende Einsicht in vielen Abwandlungen. Hören wir die «Naturpredigt»:

Das Höchste ruht
In harter Hut;
Aus dunkler Nacht
Dringt Sternenpracht;
Dem Gold zum Schrein
Dient harter Stein;
In bitterer Flut
Die Perle ruht!
So führt Natur
Uns auf die Spur;
Ihr Gleichnis weist
Den Weg zum Geist,
Der, gottbelebt,
Nach Höchstem strebt.
Suche in Qual

Der Wahrheit Strahl,
Im Kampf und Schmerz
Ein frohes Herz,
In Last und Pflicht
Der Freude Licht!
Denn Höchstes ruht
In harter Hut.

Vielleicht der stärkste Ausdruck von Dorers Opfermystik ist der Schluß des Gedichtes «Gottesminne»:

Selig ruft die Gottesminne:
Da mir alles Gott entzogen,
Da er mich mir selbst genommen,
Harrte mein die höchste Gabe
Zum Entgelt, was nur die Liebe
Möglich machte. Gott ersetzte
Den Verlust mir durch sich selber.
Den Verlust? Darf ich so sprechen,
Da ich mir – wozu der Heiland
Einst am Brunnen Samarias
Uns gemahnt – für wenig Wasser
Jenen Wunderquell gewonnen,
Der den Durst für ewig stillt!

Der Dichter, der seinem spröden Schweizernaturell solche Harfenklänge der Mystik abgewann, durfte sich durch seine gelungenen Übersetzungen von geistlichen Gedichten der Spanier hierzu ermutigt fühlen. Als Probe aus diesem Schaffensbereich seien die beiden ersten Strophen eines Hymnus des Juan de la Cruz angeführt:

O Glut der Gottesliebe,
Du flammst, daß blut'ge Wunden
Ich tief in meiner Seele Grund empfinde;
Du teilst des Herzens Triebe;
So sei ich denn verbunden
In Flammen dir, und was uns trennt, verschwinde!

O lieblich süße Bande!
O hochbeglückte Qualen!
O sanfte Hand, die mir das Glück gegeben!
Sie mahnt an ew'ge Lande,
Sie tötet, um zu zahlen
Im Tod; denn Tod verwandelt sie in Leben.

Die «Bilder und Gleichnisse» wiederholen den Opfergedanken aus gereiftem Verständnis der Heiligen Schrift. Die Weisheit des Wissensverzichtes, die Seligkeit des Glücksverzichtes, die heimliche Krone der Dienenden, die Lebensgewißheit derer, die sich opfern – diese göttlichen Paradoxien, die Dorer in einem früheren Gedicht noch einem ägyptischen Priester in den Mund gelegt hatte, erscheinen hier von der Vollmacht dessen getragen, der sie bis zum Tode am Kreuz den Menschen vorlebte. Mit Nikolaus von Cusa lehrt Dorer den Zusammenfall der Gegensätze in Gott, wenn er den Vergleich zwischen Martha und Maria folgendermaßen schließt:

Doch bleibt der beste Teil; den heget eben
Der Meister selbst, der Tätigkeit hienieden
Und Ruhe sich geeint zum vollen Leben.

Wem Kampf und Handeln wird zu Rast und Frieden
Und Ruhe quillt aus immerregem Streben,
Dem ist das Los, das göttliche, beschieden.

Ein strenges, ausschließliches Nein gilt einzig dem Menschenhaß. «Wer haßt, der tötet», heißt es kurz und wahr in einem der Sonette, und zur Bestärkung in dieser Erkenntnis läßt uns Dorer den untergründigen Zusammenhang zwischen dem Hassen der Einzelnen und den Kriegen der Völker ahnen:

Sieh, weil die Welt nicht vor dem Haß sich hütet,
So klagt sie töricht, daß mit finstrer Glut
Noch immer Krieg und Mord auf Erden wütet.

Der Kerngedanke des Evangeliums ist die innige Entsprechung zwischen der Liebe zum Nächsten, der Liebe zu Gott und der Wahrnehmung von Gottes Menschenliebe:

Du könntest eher Tag und Nacht vermählen,
Als Menschen hassen oder sinnlos quälen
Und doch die Huld des Himmels nicht verscherzen!

Stets durch die Pforte und durch sie allein,
Die du dem Nächsten öffnest zu dem Herzen,
Tritt Gott und Gottesliebe bei dir ein.

Diesem ethischen Hauptsatz tritt ergänzend die Aussage vom Gottesverhältnis des Sünders zur Seite, die rettende Wahrheit des verlorenen Sohnes:

Vor dessen Urteil du nicht kannst bestehen,
Ihn liebe! Denn nur der Geliebte richtet
Als Herr, der Gnade läßt für Recht ergehen.

Im Einklang mit der Lehre Christi (Matth. 12, 36/37) hegte Dorer den Glauben, daß jedes Wort eines Menschen am Jüngsten Tage für oder gegen ihn zeuge. Beim aufmerksamen Lesen seiner Gedichte spüren wir, wie sehr es ihm selber mit solcher Verantwortlichkeit ernst war. «Gottesphilologe» wollte er als Dichter sein. Unter denen, die sich im weltverliebten neunzehnten Jahrhundert über die christlichen Wahrheiten geäußert haben, ist er wohl einer der lautersten, gewissenhaftesten, ein Deuter und Künster ohne Falsch. Am Ende seines Lebensweges mochten in seinem Geiste verheißungsvoll die Verse aufleuchten, in die er den Gehalt von Calderons «Leben ein Traum» gefaßt hatte:

*Was man erlebt, mag als ein Traum entschwinden,
Wie man gelebt, wird ewig man empfinden.*

Es war im Sinne dieses Spruches gedacht, was Conrad Ferdinand Meyer, als Christ und humanistisch gebildeter Dichter ein Wahlverwandter, nach dem Tode Edmund Dorers an dessen Bruder Robert schrieb:

«... Bildung, Geschmack, Begabung, Herzensadel besaß der Selige in ungewöhnlichem Grade, und jedem, der nur ein Stündchen neben ihm gesessen hat, wird er unvergeßlich bleiben. In seinem stillen Gebiete hat er, bei zarter Natur und Gesundheit, zum Verwundern viel geleistet und wohl nur diese ihn an größern Gestaltungen verhindert... Keine Klage über seinen Hingang! Denn ein so frommer und innerlich vollendeter Mensch hat im Jenseits – wie es damit beschaffen sei – nichts zu fürchten, und ihm kann nur Gutes beggnen.»